

---

Gerade noch haben wir Gottfried Sempers zweihundertsten Geburtstag gefeiert: die Dekoration im Londoner Glaspalast, das Gebäude der Eidgenössischen Technischen Hochschule, der Topuniversität Europas in Zürich, die Semper-Oper in Dresden, die nach jedem Brand, jeder Zerstörung, jeder Flut immer noch beliebter wird, der schönste Kulturtempel Deutschlands. „Heute ist sein ehemaliges Hoftheater tatsächlich das, was Semper sich immer gewünscht hat: eine Spielstätte für das Volk“, schwärmte vor wenigen Wochen das Magazin für Denkmalkultur in Deutschland. Das 19. Jahrhundert hält unserer Massenkultur stand.

Jetzt feiern wir Eduard Mörikes zweihundertsten Geburtstag. Auch er hätte gern fürs Volk gearbeitet, mit seinen Mythen, Märchen und Volksliedern. Aber er ist damit in der Massenkultur nicht angekommen. In ein paar südwestdeutschen Reservaten literarischer Bildung kennt man ihn, ein paar Germanistinnen und Museumsdirektoren pflegen ihn noch. Im „Museum des Gemüts“ von Hermann Lenz, da, so scheint es, kommt er noch vor. Dabei hat auch Mörike Maß am technisch Neuesten genommen. Er begeisterte sich für Eisenbahn und Fotografie. Er schrieb eines seiner schönsten Gedichte über die seinerzeit massenhaft hergestellten Gusseisenlampen: „Auf eine Lampe“, längst totgeschlagen von der philosophischen Überinterpretation. Auch ihn faszinierten die Effekte der modernen Architektur- und Dekorationskünste, aber er verlegte sie in ein einsames Waldkloster, „Bilder aus Bebenhausen“. Das Kloster im Schönbuch ist romanisch und gotisch, die Verse sind neuhumanistisch, wie Sempers Architektur sind sie Antike aus dritter Hand, unverwüstlich schön.

---

Doch solche Verse in antiken Maßen lesen wir allenfalls noch, wenn der Lyriker Duř Grünbein sie uns vorschreibt. Und überhaupt. In Schanghai, in New York boomt das Weltgeschehen, ein paar schwäbische Firmen können noch daran partizipieren, aber sonst kümmert sich niemand auf der Welt um das aufgedonnerte Provinznest Stuttgart. Dagegen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“, eine folkloristische Spielerei mit Wasserfrauen und schwäbischen Zungenbrechern – lässt sich Abgelegeneres vom Zeitgeist, Überflüssigeres noch denken?

Nein, Mörikes kleine Wortarchitekturen sind keine Spielstätten für das Volk von 2004 geworden. Die irgendwie stecken geblieben, von Staats wegen betriebene Monumentalausgabe wird keinen Semper-Opern-Erfolg haben. Das alles ist nicht weiter verwunderlich. Der halb spießige, halb wehleidige und ganz lebensuntüchtige Mörike – diese Winkelexistenz der allerleisesten Töne ist nicht angekommen bei jenem „aufgeklärten Proletariat“, das heute mit seiner Unverschämtheit und Vulgarität durch Deutschland tobt.

Ein Prinz des äthiopischen Kaiserhauses, Jahrgang 1948, hat über den Normenhaushalt der schwäbischen „Ehrbarkeit“, der Ärzte, Juristen, Pfarrer und Missionare – und das sind Mörikes späte Standesgenossen – den ersten Kontakt mit der deutschen Kultur gehabt. Ein durchaus unfreiwilliges Schicksal wurde daraus. Aus teilnehmender Beobachtung, teilnehmend auch im Sinne des Sympathisierens, und aus der doppelten Distanz des Afrikaners und des Prinzen hat Asfa-Wossen Assefate ein geistreiches Bild deutscher Alltagsitten gezeichnet, zeigend, was ist, und zeigend, was fehlt.

Von provozierender Antiquiertheit sind seine Ideale. Demut und Anmut, zwei Wörter wie aus der letzten Eiszeit – und mit ihnen kommen Zumutungen wie Diskretion und Eleganz ans Tageslicht. Das Buch ist dabei, ein großer Erfolg zu werden. Vielleicht, weil wir in der lauten Remperei doch wieder wissen wollen, wann Aufstehen ein Akt der Menschenwürde ist und wie wir frei von Egoismus unserer selbst sicher sein können. „Urbanität“ hätten die Alten zu solchen Verhaltensweisen gesagt, mit denen in Städten vom Schlage Schanghais und Stuttgarts freilich nichts zu gewinnen ist. Die Alten, das sind wieder die ganz Alten, die Griechen und Römer, denn auch die „Manieren“ sind Antike aus der dritten Hand wie Sempers Architektur oder Mörikes Verse.

## Ein Verlust an Manieren – und an literarischer Bildung

*Decorum* heißt die antike Grundlage für die europäische Kultur des Angemessenen. Das *decorum* einer gelassenen Bescheidenheit, das sich traumwandlerisch auf der mittleren Linie von Regelsicherheit und virtuoser Lässigkeit bewegt, dies *decorum* hat Cicero für das richtige Handeln in den Geschäften und in der Politik ebenso erschlossen wie für das richtige Reden. Erasmus hat das *decorum* an die Gelehrten und an die Kleriker weitergereicht. Die Kleriker freilich hatten schon ihre mittelalterlichen Erfahrungen mit dem *decorum* gesammelt. Die Kloostergemeinschaften besaßen ein genaues Repertoire der Selbstkontrolle, und mit ihrem großen Einfluss auf Bildung und Literatur haben sie den rauen Totschlägern, den Rittern, beigebracht, was sie zu „höflichen“ Leuten macht.

Ob das, was dann aus der Renaissance und dem Humanismus ins neuere Europa kam, das Verhalten von Professoren, Junkern und Pfarrern in jedem Einzelfall verbessert hat, bleibt fraglich. Aber es hat mit Sicherheit

die Literatur und ihr Publikum imprägniert. Auch der afrikanische Prinz zitiert häufig aus der europäischen Literatur und nie aus Bekennerinnenbriefen von Anstandsdamen. Man ahnt, im Umkehrschluss, dass das Abhandkommen der Manieren, der Diskretion, der Bescheidenheit und der Eleganz, kurz der Verlust der sozialen Gleitmittel mit dem Verlust literarischer Bildung einhergeht und zu den Kosten unserer zahlreichen Fortschritte gehört.

Mörrike wuchs auf mit der hölzernen Rechtschaffenheit der schwäbischen Ehrbarkeit und ihrer stocknüchternen Gründlichkeit. Als er in die Welt der antiken Verse eindrang, in ihre bis in die kleinste Nuance reichende Regelsicherheit, als er anfang Distichen, Hendekasyllaben und wie sie alle heißen, zu lesen und zu schreiben, da hat sein Intellekt die *neglegentia diligens* erworben, die studierte und trainierte Unbekümmertheit, von der Cicero schreibt. Sein Denken nahm die *sprezzatura*, die Nonchalance der europäischen Vornehmen, an, die immer im Verdacht steht, ihre Lässigkeit bis zur Überheblichkeit zu treiben.

Jedenfalls hielt es der Dichter Mörrike mit seinem Kollegen Ovid, der in der Liebeskunst lehrte, dass die wahre Kunst darin bestehe, die Kunst zu verbergen. *Ars est celare artem*. Anmut, Grazie heißen die ästhetischen Tugenden der überwundenen und verborgenen Anstrengung, bei den antiken Dichtern nicht anders als im Manierenbuch von 2004. Eleganz muss unmerklich sein wie das Atmen. Wenn wir darüber nachdenken, fangen wir an zu schnaufen. Eleganz ist das Gegenteil von Aufwand. Dieses alteuropäische, durchaus elitäre Ideal von intellektueller und ästhetischer Urbanität war Mörikes leise Provokation gegen die holprige Ehrbarkeit seiner schwäbischen Standesgenossen. Er teilte ihre sozialen und moralischen Standards. Aber der Dichter versägte sich ihnen in der Einsamkeit seiner Eleganz.

Mörike kannte seine Gewährleute, die Väter der antiken Eleganz hinter Klostermauern. Einem von ihnen, dem letzten Prior der Kartause Ittingen, hat er 1840 einen Besuch abgestattet. Abgelegen und schön ist sie, die Kartause Ittingen im Kanton Thurgau. Fast nur Bodenseeanrainer kennen diesen wunderbaren Winkel der Nordschweiz.

Aber  
kannt  
tem  
chen  
wese  
rauf  
hatte  
Dicht

## Dem Herrn Prior der Kartause I.

Sie haben goldne Verse mir, phäläkische,  
Das zierlichste Latein, geschickt. Ich möchte wohl  
Sie gleicherweis erwidern; doch mit gutem Grund  
Enthalt ich mich des Wagestücks, Vortrefflicher!  
Kein Wunder, wenn ein grundgelehrter Freund Sie nur  
Den zweiten Pater elegantiarum nennt.  
Etwas bedenklich scheint es zwar, ich muß gestehn,  
Daß ein Herr Prior, Prior des Kartäuserstifts,  
Mit unserm Veroneser wettzueifern sich  
In allewege als berufenen Meister zeigt.  
Wenn Ihr Herr Bischof das erführe! – doch es soll,  
Was über allen Türen Ihres Klosters steht,  
An Pfosten, Gängen, selbst am heimlichen Gemach,  
Silentium! – das strenge Wort, mir heilig sein.

In wenig Tagen komm ich selbst; schon lange lockt  
Die neue Märzsonne mich. Dann find ich wohl  
Im Garten frühe meinen stattlich muntern Greis,  
Beschäftigt, wilder Rosenstämmchen jungem Blut  
Durch fürstlichen Gezüchtes eingepflanzten Keim  
Holdsel'ge Kinder zu vertraun; von weitem schon  
Ruft er sein Salve, und behend entgegen mir  
Den breiten Sandweg, weichen Trittes, schreitet er,  
Im langen Ordenskleide, wollig weiß wie Schnee.

Inzwischen hier ein Hundert Schnecken, wenn's beliebt!  
Ich fügte gern ein Stückchen Rotwild noch hinzu,  
Das mir der Förster heut geschenkt, doch fällt mir ein,  
Daß man nicht Pater elegantiarum nur,  
Vielmehr auch Pater esuritionum ist.

---

Seit Mörikes Jugendzeit im Tübinger Stift ist „antike Bildung im Kloster“ eine Art Signatur der frühen Hoffnungen. Das Stift hieß bei den Insassen einfach das „Kloster“. Kurz nach dem Ende des Cleversulzbacher Pfarramts, 1845, tauchen in den Erinnerungen an den Ittinger Prior die alten Jugendhoffnungen wieder auf, mit ihnen die Träume, dreierlei vereinigen zu können: Dichtung, literarischen Erfolg und geistliches Amt. Aber dieser ein wenig zu idyllisch geratene Prior musste sich, dicker Handschuhe versehen, um vor den starken Dornen seiner Rosen sicher zu sein. Der harmlose Plauderton hat seine Tücken. In Cleversulzbach gab der geistliche Herr Mörike antike Dichter heraus, auch Catull, um die unidyllischste aller württembergischen Pfarrherrenexistenzen auszuhalten. Später, aus Stuttgart, schrieb er „unter Sehnsucht nach dem ländlich pfarrkirchlichen Leben“ die Idylle vom Cleversulzbacher „Turmhahn“. Wenn ihn in Stuttgart, wo er sich den Titel „der traurigste aller Landfahrer“ zulegte, die Sehnsucht nach dem Cleversulzbacher Landpfarrer überkam, dann spricht das weit mehr gegen die Stuttgarter als für die Cleversulzbacher Existenz.

Gleichwohl, seit der „Turmhahn“-Idylle unterscheidet niemand mehr zwischen den jugendlichen Kloster- und Pastoralsehnsüchten und der trostlosen Cleversulzbacher Amtswirklichkeit. Cleversulzbach war eine der schlechter dotierten Pfarren des Königreichs, heruntergekommen, der Dienst war öd und überreguliert. Noch wegen ein paar

Scheitern. Heizholz mussten Amtsvorgänge produziert werden. Die persönlichen Beschwerden kamen dazu, zwei Brüder saßen im Gefängnis und vermehrten dramatisch die Schuldenlast. Und dann noch die schwere Krankheit, wahrscheinlich multiple Sklerose, und, nicht, wie immer ahnungslos und fast böswillig unterstellt wird, halb faule, halb neurotische Hypochondrie. Das alles zusammen reicht, wenigstens für durchschnittliche Leute, um in die Knie zu gehen.

## **U**nbeirrt übte er sich im dichterischen Ungehorsam

Mörike ist in die Knie gegangen und doch ist es ihm gelungen, die Dichtung aus der Cleversulzbacher Scheiterung herauszuhalten. Er hat seine Amtsführung auf null reduziert, hat den Zorn seiner Vorgesetzten mit einer Opernproduktion gereizt und unbeirrt von solchen Turbulenzen an der „Classischen Blumenlese“ weitergearbeitet, seiner Ausgabe von überarbeiteten Übersetzungen antiker Dichtung. Ein Akt dichterischen Ungehorsams. Daher Catull.

Was dessen „phaläkische“ Verse sind, erläutert Mörike in eben dieser „Classischen Blumenlese“. Es sind die „Hendekasyllaben, elfsyllbige Verse . . . die von dem griech. Dichter Phaläkus Phaläkische hießen und die man besonders für Schmahgedichte geeignet hielt“. Im solchermaßen erläuterten Schmahgedicht Catull Nr. 42 werden die Elfsyllbler herbeigerufen, sie sollen im schärfsten Ton eine schmutzige Hure beschimpfen. Sie hat dem Dichter seine Schreibtäfelchen gestohlen, und er verlangt sein Handwerkszeug zurück. Wer soll die Hure sein? Catull kannte natürlich noch nicht Luthers Hure Babylon, die römische Kurie. Aber Mörike kannte das württembergische Kirchen- und Amtswesen, das es darauf abgesehen hatte, ihm das Dichten unmög-

beliebt!

ir ein,

lich zu machen, ihn seiner dichterischen Schreibtäfelchen zu berauben. „Wenn ihr Herr Bischof das erführe!“ Nämlich dass er im Amt catullische Elfsilbler schreibt und sich dabei vom Vikar helfen lässt, den ihm die Kirchenlei-

tung zur Hilfe im Amt geschickt hat. Mörikes Bischof war der Landesherr, der König von Württemberg, und dessen Konsistorium besaß Zuträger, denen das „Silentium“ gerade nicht heilig war.

Den Nachahmer Catulls in der Mönchskutte einen zweiten *pater elegantiarum* zu nennen ist nicht ganz ohne Risiko. Gewiss, die Verse, das Latein, waren elegant. Aber in weißer Wolle kam bei Catull eben auch das Deftige, Obszöne und Grobianische daher, das der wohlanständige Mörike in seinen Übertragungen so elegant zu umgehen wusste. *Pater esuritionum* ist man auch, „Vater des Hungerns“, in der Pfarre zu Cleversulzbach allemal und danach, mit der Mindestrente plus Schulden in Mergentheim nicht minder. Aber man stutzt: „wilder Rosenstämmchen jungem Blut / Durch fürstlichen Gezüchtes eingepflanzten Keim / Holdsel'ge Kinder zu vertraun“. Ist das nur der Rosengarten des idyllischen Klostermannes, oder muss man, mit Catull im Rücken, befürchten, man habe es mit einer höchst zweideutigen Fassung dessen zu tun, was in Goethes erotischem Volkslied lapidar heißt „Knabe sprach, ich breche dich / Röslein auf der Heiden“. Silentium! steht über den Türen der Klosterzellen. Das Wetteifern des Kartäuserpriors, mit Catull „in allewege“ fängt einem tatsächlich an „bedenklich“ zu werden.

So sind sie, die mörikeschen Dichtungen. „Weichen Trittes“, mit eleganter Lässigkeit kommen ihre Versfüße auf uns zu. Sie haben alle Anstrengung ihrer Künstlichkeit verlo-



---

ren. Über das Anstrengende sagen sie, was zu sagen ist, aber diskret bis zur Verschwiegenheit. Hört man aber genau hin, hört man in diesem rhetorischen Minimalismus sein Widerspenstiges und sein Abgründiges.

Schon den Zeitgenossen ging die rhetorische Aufwandslosigkeit auf die Nerven. David Friedrich Strauß, hegelianischer Inspektor des Weltgeists, hat seinen Freund Mörike barsch beschieden, er solle sich endlich um Wichtiges und Großes kümmern.

## *Rosa Luxemburg las Mörikes Gedichte im Gefängnis*

Einer der Fellbacher Mörike-Förderpreisträger erzählt mit unverhohlener Indignation wie ihn, der sich an Marx und Wagner, an Beethovens „Feier des Bacchus“ und Nietzsches Dionysoskult berauscht, wie ihn, der „auf dem Kurfürstendamm unter roten Fahnen! ‚Ho-Tschi-Minh‘ skandiert“ hat, jenes fürchterliche Bekenntnis biedermeierlicher Zwergennatur ins Mark getroffen hat: „Wollest mit Freuden / und wollest mit Leiden / Mich nicht überschütten / Doch in der Mitten / Liegt holdes Bescheiden.“ Gewiss, ein Revolutionär war Mörike nicht, das hat noch nie jemand vermutet. Sein dichterischer Ungehorsam ist dafür kein Ersatz: „Er wich zwar den Kämpfen seiner Epoche geschickt aus, aber er lög nicht.“ Wolf Biermann, ein anderer Fellbacher Mörike-Preisträger, verweist uns auf Rosa Luxemburg. „Dass solch eine politikbesessene Frau, eine Theoretikerin der Revolution, im Gefängnis nichts lieber las als die Gedichte des Eduard Mörike – wundert Sie das? Mich gar nicht.“

„Holdes Bescheiden“ ist fraglos von abenteuerlicher Antiquiertheit. Aber nicht mehr als das „anmutig“, mit dem es einmal fast gleichbedeutend war und das unser äthiopischer Mitbürger Asfa-Wossen Asserate den

Mut hat, als Adjektiv zu benutzen für eine antiquierte Nonchalance, deren Schwestern die Demut und die Selbstironie sind.

„Bei mir muss jetzt wieder die strenge Diät eintreten. Zwar geht es mir nicht ganz wie jenem Gourmand, welcher sagte, er hab in 14 Tagen so viel Rindfleisch gegessen, daß er sich schäme einem Ochsen ins Gesicht zu sehn. Doch habe ich genug zu thun, den Überfluß vom Wermutshäuser Tisch und Keller wieder auszugleichen.“ Wer soll so viel Zartgefühl entwickeln, wenn wir die im Viehtransporter unsichtbaren Ochsen nur noch von hinten überholen können?

Nichts, das scheint unausweichlich zu sein, ist an Mörrike mehr zeitgemäß. Man schämt sich, als bekennender Mörrike-Leser noch irgend jemandem ins Gesicht zu sehen.

Wer aber die Semper-Opern-Renaissance schön findet, wer entdeckt, dass vielleicht sogar Manieren wieder schön wären, die der Menschenwürde im Alltag aufhelfen, der oder die finden vielleicht auch die Verse Mörrikes schön. Weil sie beim Lesen sehen und hören können, wie eine Seele in den antiken Rhythmen und ihren Wörtern gelernt hat, ruhig zu gehen und ein Geist seine bestmögliche Stellung gefunden hat. „Gelassen stieg die Nacht ans Land / Lehnt träumend an der Berge Wand“. Damit kann man, „Um Mitternacht“, einen Anfang machen. Man beobachtet dann eine alte europäische Eleganz des Intellekts, die so virtuos war, dass ihre natürliche Gelassenheit als Gelassenheit der Natur auftreten konnte.

■ *Der renommierte Germanist Gerhart von Graevenitz lehrt neuere deutsche Literatur an der Universität Konstanz, deren Rektor er seit 1999 ist. In der Mörrike-Forschung leistete er mit seinem Werk „Eduard Mörrike. Die Kunst der Sünde. Zur Geschichte des literarischen Individuums“ einen wichtigen Beitrag.*